

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 11. Mai 1916

Vogelennacht.

Novelle von Hans Friedrich.

Am den Vogesen hing die Nacht, eine wolkenverhangene, beschworene Zuninacht. Die Sterne schloffen. Aber andere, hellere Lichter waren noch. Scheinwerfer wanderten umher, tasteten an den Berghängen entlang, suchten Sattel und Täler, prallten an dunklen, schimmernden Waldwänden ab, schlangen und lehrten mit beängstigender Hartnäckigkeit zurück.

Die Kompanie lag in einer rasch gegrabenen Stellung und im Schutz von Felsstrümmern. Sie hatte den Sattel nehmen sollen, aber der Angriff war abgeblieben. Zu stark lag das Sturmfeld im Feuer der französischen Maschinengewehre. Man hatte gehofft, die feindlichen Gräben durch eine mehrstündige Artilleriebearbeitung zerstören zu können. Aber als die ersten Stürmer vordrangen, merkten sie, daß alles vergebens gewesen war. Da wurden sie zurückgenommen.

Sie warteten, daß die Geschütze, die inzwischen in andere Stellungen gebracht wurden, wieder zu sprechen begännen. Auch Verstärkungen waren eingetroffen. Die Verbände schoben sich enger zusammen.

Der Führer des einen Sturmszugs zählte seine Leute. Glücklichweise stimmten seine Befürchtungen nicht. Trotz des rasenden Maschinengewehr- und Schrapnellweuers waren verhältnismäßig nur wenige geblieben. Aber er hatte nur erfahrene Leute vorgeführt. Die gingen nicht darauf los wie in den ersten Kriegswochen. Die trugen den Angriff vorsichtig und verschlugen noch vorn und waren darin ihren Gegnern drüben, den französischen Alpenjägern, ebenbürtig. Mehrere Verletzte hatte man gleich mit zurückgebracht. Ein Unteroffizier und ein Mann waren tot, das hatten die Nächstehenden gesehen. Denen konnte man nicht mehr helfen. Aber von drei anderen wußte man, daß sie nur verwundet waren und mit dem Leben davonkommen konnten, wenn sie geborgen wurden. Aber geborgen mußten sie werden. Denn heute morgen das feindliche Maschinengewehrfeuer wieder in der alten Stärke ein, so waren sie alle verloren.

„Wer holt sie mit rein?“ Alle meldeten sich, obwohl jeder von den Beschwerden des Tages müde war.

„Sechs genügen. . . . Also verwundet liegen draußen Huwald. Und Bod. Und Harnisch.“

Der Sekreter Mühlbrecht, der zu den sechs Ausgewählten gehörte, zählte zusammen. . . . Harnisch. . . . Jetzt wäre er ganz gern nicht mit dabei gewesen. Aber er konnte nicht mehr zurücktreten. Es hätte so ausgesehen, als fürchte er die Gefahr, fürchte die Größe der Schrapnelle, die noch dann und wann über dem Gefechtsfeld platzten.

„Vorwärts! Seid vorsichtig! Wir brauchen morgen jeden Mann!“

Wie die Schlangen wanden die sechs, immer zu zweit, sich am Hang entlang. Der Boden war von schweren Granaten durchpflügt. Baumstämme lagen am Boden. Zerpfundene Stümpfe ragten auf. Nur ein paar niedere Fichtenbüsche schienen noch unerleuchtet.

Mühlbrecht kroch an der Spitze. Es waren lauter junge, genahte Kerle. Der Zugführer hatte sich schon die richtigen Leute ausgesucht. Aber Mühlbrecht war doch der Jüngste. Von der Schule fort, mit bestmögtem Abiturium, war er in die Kompanie gekommen. Nun trug er die Gefreitenhülle und seine Beförderung zum Unteroffizier war nicht mehr weit.

Die ersten Minuten blieb alles finster. Dann aber löste sich auf dem Stamm oben eine unheimliche Helle los. Ein Scheinwerfer tastete auf sie zu.

Die sechs duckten sich dicht an den Boden und rührten sich nicht. Wenn er sie erreichte, waren sie alle dem Tode näher als dem Leben.

Aber er ging vorüber. Nur fünf Meter von dem äußersten Paar links entfernt. Aber sie genühten.

Harnisch — schob es Mühlbrecht durch den Kopf. Hatte es den also auch erwischt? Etwas wollte in ihm sagen: Ist eigentlich nicht schade um den! Aber er drängte es zurück. Hier war Krieg.

Doch die Erinnerungen konnte er nicht zurückdrängen. Zwei Jahre und etwas drüber war es her. Wie die Zeit verging! Schon zwei Jahre. Und doch war das alles noch so nahe. Ein Jahr, wie langsam das endet, wenn man es in der Schule wiederholen muß und die Klasse hört, weil man doch hinaus möchte ins Leben, ins große, lachende, freie Leben!

Das war von Unter- nach Oberprima gewesen. Und dazu hatte ihm Harnisch verholfen.

Sie hatten alle zehn zusammengefaßt — alle zehn Primaner. Und sie hatten den Professor für Lateinisch geholt, weil er sie mit Grammatik und Regeln und Musterfragen und auswendig zu lernenden Gedichten quälte und nichts Lebendiges in der Sprache sein ließ. Und einmal — da hatte er ihnen statt des üblichen Extemporales eine Uebersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche aufgegeben, ein Kapitel aus der „Römischen Geschichte“ des Titus Livius, des Zeitgenossen des Kaisers Augustus. Sie aber wußten, daß jedes Semester eine solche Uebersetzung kam, und warteten schon drei Wochen darauf. Und sie wußten auch, daß er immer Livius dafür zu wählen pflegte. Und sie hatten alle vier Bände der „Römischen Geschichte“ in deutscher Uebersetzung bei sich. Und da er ihnen zuerst den lateinischen Text diktierte und sie dann mit der Uebersetzung bis zum Schluß der Stunde Zeit hatten, suchten ein paar trampfhaft unter der Bank in der deutschen Ausgabe. Und sie fanden die Stelle und schrieben in aller Eile, und die anderen schrieben sie ab, und die treuen Bände liefen verschwiegen weiter. Da wurde die Uebersetzung gut, verhängnisvoll gut! Denn der Professor schöpfte Verdacht, und es gab eine große Szene, ein regelrechtes peinliches Verhör.

Acht der Primaner blieben stumm, allen flammenden Ermahnungen des Direktors zum Trotz. Acht kummerter sich nicht darum, daß er schmerzte, sie bei der nächsten Arbeit in der Aula wie beim Abiturientenexamen jeden allein auf eine Bank zu setzen, zwei Schritt Entfernung dazwischen, um so ihr „verlorenes Ignorantentum“ an den Tag zu bringen. Und acht bebten auch nicht davor zurück. Briefe mit nach Hause zu bekommen. Sie wußten, was Kameradschaft hieß. Aber zwei waren vom Blute des Judas Ischarioth. Zwei wurden schwach bei den angeordneten Strafen und verrieten nicht nur sich und die anderen, sondern das von Generation zu Generation vererbte, heilig gehaltene System, die vier Bände Livius in deutscher Uebersetzung unter der Bank, die dort fast zehn Jahre lang gewissenhaft und ehrlich ihre unehrliche Pflicht taten.

Von diesen beiden Verrätern war der eine der Letzte der Klasse. Er hatte eigentlich nichts zu verlieren. Es war sicher, daß er festsitzte, und fraglich, ob er jemals zum Examen zugelassen werden würde. Aber er war von Natur nachgiebig und feige. Der andere war Harnisch, der Primus der Klasse, der zukünftige Primus der ganzen Schule. Er hatte es nicht nötig. Er konnte auch ohne deutsche Ausgabe eine gute Uebersetzung liefern. Doch er wurde zum Verräter, weil er sich seine Note im Betragen nicht verderben wollte.

Er erklärte, er hätte keine Uebersetzung benötigt wie die anderen. Er lag ein wenig, nicht ganz, nur ein wenig. Denn an mehreren Stellen hatte er die Abschrift seines Nachbarn doch zu Rate gezogen. Aber Professor und Direktor glaubten ihm. Er hatte ja der Wahrheit die Ehre gegeben!

Die anderen suchten ihn Lügen zu strotzen. Eine Woge von Haß brandete gegen ihn auf. Jetzt wollten sie ihn hineinlegen. Und sie sprachen die ganze Wahrheit. Aber es half nichts. Man glaubte ihnen nicht.

Da nützte es nichts, daß ihre Häufte sich nachher an Harnisch rächten. Den acht ging es schlecht! Die paar Stunden Arrest waren zwar bald überstanden. Aber in den nächsten Wochen wurden sie nach allen Regeln der Kunst auch weiter peinlich behandelt, und Opiern wurden vier von ihnen nicht verfehlt. Zwei waren auf jeden Fall hoffnungslos gewesen, die beiden anderen jedoch hätten wohl durchkommen können. So aber blieben sie hängen, weil Direktor Mager und Professor Stiebenböck vor versammeltem Lehrerkollegium erklärten, es fehle ihnen die sittliche Reife. — Die französischen Scheinwerfer wandten sich den deutschen Stellungen zu. Es wurde um die Betrugsmannschaft herum wieder finster.

Mühlbrecht lebte am Boden, als solle er nie mehr los. Ein Jahr hatte ihn das alles getostet. Zwei Semester Universität könnte er schon hinter sich haben. Und Harnisch hatte seinen Vorsprung benutzt.

Liselotte. . . . Ein Ruf seines Nachbarn rief Mühlbrecht empor. Er biß die Zähne aufeinander und troch vorwärts. . . . Er liebte Liselotte, seine kleine Kusine, nicht. Aber sie war ein gutes Mädchen. Und Harnisch war ihrer nicht wert. Er gab ihr nur schöne Worte, um Staat mit ihr zu

machen. Und wenn er es wirklich ernst meinte, tat er es nur, weil ihr Vater einen hohen Titel hatte und ihn bei seiner juristischen Karriere behilflich sein konnte. . . .

Vorne flüsterten. Das mittlere Paar hatte einen Verwundeten gefunden. Die Nacht war so still, fast unheimlich still, als hielten alle die Gegner in den gesehrgelippten Gräben den Atem an. Mühlbrecht laufte. Das war nicht Harnischs Stimme.

Er und sein Kamerad gitten weiter und rutschten in eine Senkung hinab, die einigermaßen vor dem feindlichen Feuer geschützt war. Da fanden sie den Verwundeten.

Er hatte einen Schuß durch den Schenkel und viel Blut verloren. War aber bei Bewußtsein. Als er die beiden kommen hörte, machte er ein Zeichen.

Sie heugten sich über ihn. Da erkannte er Mühlbrecht. „Du“ . . . Der antwortete nicht. Der andere hatte sich notdürftig einen Verband angelegt. Sie untersuchten ihn. Mehr konnten sie vorläufig auch nicht tun.

Also vorwärts! Sie schlepten die Last, so schnell es ging. Die Nacht war immer noch finster. Aber bei den französischen Posten mußten sie doch etwas gemerkt haben. Die Alpenjäger hielten scharfe Wache. Ein paar Augen pfliffen.

Ein leiser Fluß. Die beiden Träger setzten sich schneller in Bewegung. Der Kranke ächzte.

Von den anderen Paaren sahen sie nichts. Das erste war wohl schon in Sicherheit, das andere suchte vielleicht noch.

Wieder eine Kugel. Haarscharf pfliff sie Mühlbrecht am Ohr vorbei. Dann war man in der deutschen Stellung.

Es wurde nach Bahren geschickt. Harnisch richtete sich auf. Er war bei dem Stöpsel des eiligen Transports einer Ohnmacht nahe gewesen. Nun schüttelte er sie mit Gewalt ab.

„Du . . . Mühlbrecht . . . danke dir.“

„Brauchst nicht zu danken.“ . . .

„Doch.“ . . .

„Pflicht.“ . . .

„Ich war doch dein Feind.“

„Bist du auch noch . . . zu Hause . . . hier aber gehört das nicht her.“

„Ich kann nicht mehr dein Feind sein . . . trotz allem, was du mir früher gesagt und wie du mich behandelt hast.“ . . .

„Doch.“ . . .

„Das heute löst aus.“

„Anfinn! Keine Sentimentalitäten! Nichts löst aus. Später treffen wir uns wieder.“ . . .

Mühlbrecht meinte oder er meinte nicht, er fühlte nur, er wolle Liselotte schlingen. Und er dachte an Säbel und Pistolen.

Aber jetzt nicht daran denken! Jetzt war das ja lächerlich. Doch später, wenn es wieder ein Leben daheim gab und Frauen, die man liebte . . . und bunte Mägen und . . .

Oder gab es die für ihn nicht mehr? Würde man hier draußen nicht nur für den Krieg zum Mann, sondern auch für den Frieden . . . für immer?

Mühlbrecht schauerte. Der Sprung, den er von der Schule hierher gemacht hatte, ersahen ihm auf einmal ungeheuerlich. Er hatte das bisher nur nie so gespürt wie jetzt.

Keine bunten Mägen . . . keine großen Reden . . . keine Säbel- und Schlägermanöver und nichts, nur um des Raufens willen . . . keine Liebesleiden zum Spaß mehr . . .

Ein anderes Leben . . .

Arbeiten . . . stark sein . . . arbeiten für Deutschland, das Männer braucht, um noch größer zu werden . . . und Liebe . . . wirkliche Liebe . . . keine dummen, zeitverschwendenden Liebesleiden. . . .

Die Wähe kam. Die beiden Feinde trennten sich. Diesmal war es Mühlbrecht, der das schwere Schweigen brach.

„Wenn du heimkommst, grüß Liselotte von mir!“

In seinen Augen bligte etwas. Harnisch verstand, aber verstand falsch.

„Du . . . wenn du im Spiel bist . . . ich will nichts mehr von Liselotte.“ . . .

„Das geht mich nichts an,“ unterbrach Mühlbrecht raub. Aber ganz heimlich fühlte er doch eine Befriedigung.

Liebte er sie vielleicht doch? Aber das hatte ja Zeit. Was sollte hier Liebe? Das hatte noch viel Zeit.

Hier regierte jetzt eine andere Welt. Der Alltag war zerbrochen. Man stand außerhalb seines Ringes in einem neuen Ring. Wer einst Feind gehen konnte, war es hier nicht mehr. Da drüben lag ihrer aller Feind. . . .

Die Stimme von mehr als dreißig Geschützen gerriff die Nacht. Wie erwartet, wurden die feindlichen Schützengräben wieder unter Feuer genommen.

Mühlbrecht fühlte: Trotz des Donneres der Kanonen würde nun ein bleischwerer Schummer über sie fallen. Und dann . . . wer wußte . . . dann?

Es gab keine Logik des Abtats mehr. Man rettete den, der einem sehr weh getan hatte . . . weil er ein Deutscher war.

Es gab keine Logik des menschlichen Herzens mehr. Man schlug Wunden. Und wenn man sie geschlagen hatte, verband man sie und fühlte Mitleid . . . obwohl es Feinde galt.

Man war nur noch die Hand seines Volkes . . . bewehrte, todbringende Hand. Und es gab nur noch einen Gedanken, der gegenwärtig war, und der hieß Sieg. Alles andere . . . Liebe . . . Feindschaft . . . war nur ein Herüberwinken aus früherer Zeit. So wie jener halbzersplitterte, hohe Fichtenstamm jetzt im aufleuchtenden Scheinwerferglanz herüberwinkte als Erinnerung eines gewissen Waldes.

Liselotte. . . . Jetzt wintete ihr Bild nicht einmal aus der anderen Welt herüber. Noch ferner als zu vor war die Liebe . . . so fern, fern, daß sie auch nicht den oft begangenen, freundlichen Weg in den Schlaf fand, in den harten, traumlosen Schlaf der Erschöpfung.

Und morgen war Sturm. . . .

Alis Wagen.

Skizze von Halid Zia Meh

Endlich hatte sie ihren Sohn Ali wieder bei sich, den sie seit fünf Jahren nicht gesehen hatte. Als wäre er ein anderer Mensch geworden, so kam er ihr vor. In ihrer Erinnerung stand er als Siebenjähriger vor ihr, und jetzt war er so verändert, daß die Mutter den Jungen staunend betrachtete.

Und Ali erzählte seine Erlebnisse. Wenn er von den Ländern sprach, die er durchquert hatte, spannte er seine Arme aus, um der alten Frau, welcher ihr Dorf die Welt war, einen Begriff von der Ausdehnung jener Gebiete zu geben. Dann erzählte er ihr von den Militärtransporten und von den Kämpfen. Die alte Mutter verstand nichts davon, aber sie hörte zu und war zufrieden, seine Stimme zu hören. Und wenn Ali einmal seine Erzählung unterbrach, sei es, um sich eine Zigarette zu drehen oder einen Blick auf die Wiesen zu werfen und sich im Zimmer umzuschauen, wo er mit seinem Vater glückliche Tage verlebt hatte, sprach die alte Mutter: „Ali, erzähle weiter.“

Aber auch er hatte mancherlei zu fragen: „Mutter,“ sagte er, „erzähle Du auch etwas, erzähle von meinem Vater.“

Da wurde es plötzlich still um die beiden Menschen. Die Alte verbiß einen Schmerz in ihrer Seele und hielt die Tränen zurück. Der Junge senkte den Kopf.

Und die Alte erzählte leise, wie der Vater beim Pflügen gestürzt war und wie die Söhne des Nachbarn ihn heimgetragen hatten und wie der Sterbende in seinen letzten Augenblicken seines Sohnes gedacht hatte, nach dem er sich in Sehnsucht verzehrt hatte.

„Ach, welche Sehnsucht sie nach dem Kinde gehabt hatten!“

Und Ali erzählte dann wieder seinerseits. Fünf Stunden lang sprach er von seinen Erlebnissen. Und als er damit zu Ende war, wollte er die Mutter noch etwas fragen, fand aber nicht den Mut dazu. Warum dachte die Mutter nicht selbst daran? Warum erzählte sie nicht ungefragt? Aber die Alte hatte den Blick des Sohnes verstanden und sprach lächelnd: „Emine.“

Da senkte er seinen Blick zu Boden, wie ein verhärmtes Kind. Diese kindliche Verlegenheit brachte die beiden einander so nahe, daß die Mutter aufstand und Ali in ihre Arme schloß. „Ja, Mutter,“ sagte er, „wie steht es mit Emine?“

Da erzählte die Alte von einem Brief, den Emine vor drei Monaten geschrieben hatte.

Emine war eine arme Waise. Sie waren zusammen erzogen worden und als Ali 15 und Emine 12 Jahre alt war, hatten die Eltern immer gesagt, sie gehörte ihm. Er liebte das Mädchen und Emine, die wußte, daß sie ihm versprochen war, hing an Ali.

Ali schämte sich vor seiner Mutter: „Das heißt, Emine ist gesund, weiß sie, daß ich gekommen bin?“ Die Mutter verneinte die Frage. Man hatte dem Mädchen nichts von seiner Ankunft mitgeteilt.

Da wurde es wieder still zwischen den beiden. Die Mutter streichelte die Haare ihres Sohnes, der seinen

Kopf auf den Schoß der alten Frau legte. Er dachte an vergangene Zeiten, wie er und Emine da draußen auf diesen Feldern gespielt hatten.

Ali war nicht militärisch geübt und damals freiwillig in das Heer eingetreten. Emine's Augen verrieten bei dieser Nachricht Freudenzeichen verstedter Gedanken, und als Ali sie fragte: „Emine, in Dir geht etwas vor, was ich nicht verstehen kann. Was fehlt Dir?“, sprach sie nicht und lief weg. Einmal hatte es den Anschein als wollte Emine etwas sagen; sie fand jedoch nicht den Mut dazu. Schließlich aber erklärte sie, daß auch sie wegreifen werde.

„Wohin willst Du reisen?“ fragte Ali. Ja, sie wollte nach Konstantinopel gehen und dort solange als Dienstmädchen bleiben, bis Ali wieder zurückkam. Sie konnte dabei auch etwas Geld verdienen.

Ali war damit einverstanden. Und als am darauffolgenden Morgen die neu eingezogenen Jungmannschaften mit Trommeln und Pfeifen das Dorf verließen, ging Ali zu Emine und sagte: „In der Hauptstadt sollst Du mich aber nicht vergessen.“

Jenen Augenblick sah Ali jetzt wieder vor sich und wagte nochmal die Frage, ob Emine von seiner Ankunft unterrichtet sei.

Die Mutter antwortete ihm, schreibe ihr, daß sie kommen soll. Dann könnt ihr heiraten.

Ali versank in tiefes Nachdenken. Seine Absichten wollte er der Mutter verbergen. Sie aber verstand seine Sorgen und bestand darauf, daß er sich offen ausspreche.

„Mutter, ich gehe weg, um Emine zu holen.“

Da wurde die alte Frau ganz bleich. Sie wollte sprechen, fand aber keine Worte, ihre Augen öffneten sich groß, und deutlich konnte man ihre Gedanken daraus lesen: Du wirst mich verlassen, und ich soll in Sehnsucht nach Dir sterben, wie Dein Vater.

„Aber denke Dir, Mutter,“ sagte Ali, „Emine hat jetzt Vermögen: ich aber besitze gar nichts. Was schadet es denn, wenn ich auch nach Konstantinopel gehe. Dort kann ich etwas verdienen, um mit einem Wagen zu laufen.“ Und er malte der Alten das Bild seines Wagens.

Nach einer Woche reiste Ali ab. Die Alte begleitete ihren Sohn bis zum Kreuzweg, zeigte auf einen Felsen beim Teiche und sagte: „Hier bei diesem Teiche werde ich jeden Tag bei Sonnenuntergang auf Dich warten.“

Eines Morgens wurde Emine Besuch aus ihrem Dorfe gemeldet. Sie war an solche Besuche gewöhnt, dreißig viermal jährlich kamen Bekannte, die Nachrichten aus dem Dorf brachten. Trotzdem kam eine Aufregung über das Mädchen. Sie stürzte zur Tür, und überrascht begrüßte sie den unerwarteten Besuch, indem sie langsam und erstaunt seinen Namen aussprach:

„A—i—i!“

„Ja, Emine.“

Sie standen einander gegenüber, aber keines von beiden brachte ein Wort hervor. Emine sah einen Mann, den sie als fünfzehnjährigen Knaben gekannt hatte, und Ali sah ein erwachsenes, schön gewordenes Mädchen vor sich. Von oben aber hörte er eine Frauenstimme: „Emine, wer ist dort?“ Sie antwortete: „Ali.“

Da sie aber wußte, daß diese Antwort der Fragenden nicht genügen konnte, lief sie hinaus, um zu erklären, daß Ali, ein Verwandter, gekommen sei. Mehr konnte sie nicht sagen. Da aber im Hause ihre Beziehungen zu Ali bekannt waren, wußte man sofort, um welchen Ali es sich handelte.

Nachdem Emine wieder heruntergekommen war, begann ein gegenseitiges Fragen. Ali erzählte, daß er schon seit drei Tagen in der Hauptstadt weilte, daß er sich aber auf der Reise erkältet habe und deshalb erst jetzt gekommen sei. Und als er mit seinen Erzählungen zu Ende war, fragte sie: „Ali, Du bist gekommen, um mich abzuholen?“

Ali lachte, denn er erwartete diese Frage und sprach ihr von seinen Plänen. Emine war nicht einverstanden damit. Wozu sollte Ali in der fremden Stadt arbeiten. Sie hatte ja Geld, um einen Wagen und zwei Pferde zu kaufen!

Aber sie schämte sich, ihm das Geld anzubieten.

Jetzt erst fiel es Emine auf, daß Ali hustete. Er legte jedoch keinen Wert auf diese Erscheinungen und schied sich zum Fortgehen an, um in der Stadt eine Stelle zu suchen.

Als sie sich voneinander verabschiedeten, nahm er ihre Hand und sagte leise: „Emine.“

Es schien, als sollte sein ganzes Dasein von dieser Hand abhängen, die er auf sein Herz legte. Dann

hauchte er den Namen des Mädchens nochmal über seine Lippen.

Eine Woche lang ließ sich Ali nicht blicken. Emine war in Sorge um ihn. Immer dachte sie an ihn. Sie überlegte, was sie ihm zur Hochzeit kaufen sollte, was sie im Dorfe machen würden, wie die Vorhänge sein sollten, die sie für ihr Schlafzimmer kaufen wollte. Sie hatte schon Stoffe für neue Kleider und zwanzig Pfund zusammengelegt, von denen sie einen Wagen kaufen wollte.

Eines Tages schlug der eiserne Klopfer gegen die Haustür. Emine stürzte zur Tür; es war aber nicht Ali, sondern ein Unbekannter, der sie sprechen wollte. Und er sagte ihr, Ali sei krank, sie möchte mit ihm kommen.

Ali lag in einem armeneligen Gasthause. Die Fenster waren zerbrochen und das Bett bestand aus einem Strohhause. Ali lag bewußtlos da und versuchte sich zu erheben, als er Emine's Stimme hörte. Er hustete in einem fort und sah schrecklich bleich aus.

Emine kaufte Wurzeln und Heilkräuter, legte warme Ziegel in sein Bett und kochte ihm eine Suppe. Bei Sonnenuntergang bot Ali das Mädchen, heim zu gehen. Emine bestand darauf, bei ihm zu bleiben, doch Ali drängte. Was würde auch ihre Herrschaft dazu sagen, wenn sie die Nacht über hierbliebe. Da ging die Ihre Herrschaft machte ihr Vorwürfe darüber, warum sie keinen Arzt geholt habe, und die ganze Nacht hindurch lagen die Gedanken schwer auf ihrem Gemüthe: Warum habe ich keinen Arzt geholt?

Als sie am andern Tage auf dem Wege zu Ali an einer Apotheke vorbeikam, fragte sie nach der Adresse eines Arztes.

Ali ärgerte sich über Emine. Er brauchte keinen Arzt, meinte er. Dieser stellte eine Erklärung fest. Emine zwanzig Pfund verminderten sich um eines.

Als Ali's Zustand verschlechterte sich von Tag zu Tag. Emine brachte immer einen neuen Arzt mit in der Hoffnung, daß einer ihm das richtige Mittel verschreiben würde. Ihr Geld schrumpfte zusammen. Ali sagte sie freilich, ihre Herrschaft habe die Ärzte um eines.

Einer der Aerzte sagte ihr, Ali könne hier nicht gesund werden, er müsse in ein Krankenhaus oder in sein Dorf gebracht werden.

Im Krankenhaus genas Ali, aber die Wäsche wich nicht von seinem Gesicht. Da nach Emine's Meinung nur eine Heimreise Ali retten konnte, schlug sie ihm vor, mit ihr nach dem Dorf zu fahren. Ali wollte nichts davon wissen. Aber Emine bat und sagte: „Wenn Du willst, kommen wir später wieder, aber jetzt wollen wir fort. Und sie erzählte von den Erlebnissen ihrer Kinderjahre, vom Sonnenuntergang, von den Feldern und Wiesen.“

So schlug denn Ali ein.

Als sie den Dampfer verlassen hatten, wollte Ali den Wagen eines Bekannten abwarten. Mit trübender Stimme sagte er dann hinzu: „Hätte ich einen eigenen Wagen, würden wir sofort abfahren.“

Am nächsten Morgen hatte Ali Fieber, das mehrere Tage anhält. An einem Donnerstag wollten sie reisen. Im Wagen war Ali bei bester Laune, und mit Sonnenuntergang begann er zu fingen.

Unterwegs fragte Ali: „Wirst Du Dich verheiraten, wenn ich jetzt sterbe?“ Emine antwortete nicht, sondern legte ihm die Hand auf den Mund. Er wiederholte seine Frage nicht mehr, schloß die Augen und schlief ein.

Als sie in die Nähe des Teiches kamen, sahen sie auf einem Felsen ein altes Weib sitzen, dessen Augen auf den Weg starrten.

Alle Dorfbewohner versammelten sich im Hause Emine's. Sie schluchzte, und die Alte fragte nach Ali.

Endlich sagte man ihr die traurige Wahrheit. Sie weinte nicht, hörte nur zu. Dann schrieb sie unter einem häßlichen Lachen: „Ihr lügt!“

Und von diesem Tage an geht die Alte wieder bei Sonnenuntergang zum Ufer des Teiches und wartet auf die Ankunft Alis mit seinem Wagen.

— Prote st. Missionar: Mein Vorgänger ist hier spurlos verschwunden.

Kannibale: Noi, noi, a Bahn hab' i mi d'bei rausbeißt.

— Höfliche Aufforderung. No, was hast' denn mit dem Ruffen gemacht, Sepp?

Ja, was werd' i' gemacht hab'n, zuerst wies' i' ihn mit dem Kolben z'recht, dann trat' i' ihm vor'n Bauch und sagte, wann' b' jetzt net bei' G'wehr wegstust, nacha werd' i' grob!